

IM SPIEGEL DER ZEIT

„... zu uns selbst entlassen“

Hilde Domin's Gedicht „Bitte“

Am 27. Juli begeht Hilde Domin ihren 90. Geburtstag. Sie gehört zu den großen Dichterinnen deutscher Sprache des 20. Jahrhunderts. Einige ihrer Gedichte weisen Bezüge zur jüdischen und biblischen Tradition auf; viele haben einen biographischen Hintergrund. Ihr bildlicher und gedanklicher Reichtum lädt dazu ein, sie zu meditieren und mit ihnen zu leben. Auch für Christen gibt es darin Schätze zu entdecken. Ein ausgewähltes Beispiel, das Gedicht „Bitte“,¹ kann dies veranschaulichen.

*Wir werden eingetaucht
und mit dem Wasser der Sintflut gewaschen
wir werden durchnäßt
bis auf die Herz haut*

*Der Wunsch nach der Landschaft
diesseits der Tränengrenze
taugt nicht
der Wunsch den Blütenfrühling zu halten
der Wunsch verschont zu bleiben
taugt nicht*

*Es taugt die Bitte
daß bei Sonnenaufgang die Taube
den Zweig vom Ölbaum bringe
Daß die Frucht so bunt wie die Blüte sei
daß noch die Blätter der Rose am Boden
eine leuchtende Krone bilden*

*Und daß wir aus der Flut
daß wir aus der Löwengrube und dem feurigen Ofen
immer versehrter und immer heiler
stets von neuem
zu uns selbst
entlassen werden*

¹ Zuletzt aufgenommen in: H. Domin, *Der Baum blüht trotzdem*. Frankfurt 1999, 11. Im Unterschied zu Veröffentlichungen an anderen Orten sind dort alle Satzzeichen weggelassen.

Offensichtlich handelt es sich um ein biblisch inspiriertes Gedicht: Die zweite Zeile nennt ausdrücklich die Sintflut, von der die Kapitel 7 und 8 des Buches Genesis erzählen; die dritte Strophe spielt auf die Taube an, die Noah aussendet, um zu erkunden, ob die Flut gesunken ist (Gen 8,8–12); die vierte Strophe verweist mit der Löwengrube und dem feurigen Ofen auf das Buch Daniel (Kap. 3 und 6) und die schwierige Behauptung jüdischer Identität unter heidnischer Herrschaft. In den aufgezählten Verbindungen zu biblischen Geschichten sind immer zwei Seiten gegenwärtig: Bedrohung und Errettung des Menschen, die Gefahr des Untergangs und die Überwindung der Not durch Gottes Eingreifen.

Das Gedicht ist geschrieben zu einer Zeit – wahrscheinlich 1957 –, als Hilde Domin selbst erste Schritte in eine neue Existenz tut.² Flucht und Exil liegen hinter ihr; sie wird allmählich wieder in Deutschland heimisch; einige Jahre zuvor hat sie mit dem Verfassen ihrer ersten Gedichte ein neues Leben begonnen. Von daher darf man sagen, dass diese Zeilen von persönlichen Erfahrungen getränkt sind; die Dichterin schreibt „aus der Erfahrung eines Leidensweges“.³

Doch das Gedicht bleibt nicht im privaten Rahmen; es spricht viermal von einem „wir“ und beansprucht damit eine allgemeinere Gültigkeit. Die Leser werden mit hineingenommen. Eine zusätzliche Erweiterung des Horizonts geschieht durch die Verwendung biblischer Bilder, die dafür stehen, dass hier Erfahrungen geschildert werden, die Menschen seit alters her machen und immer wieder machen werden. Ja, auch die Zukunft ist mit einbezogen; es geht um etwas, das „immer“ und „stets von neuem“ geschieht. Aus biographischer und zeitgeschichtlicher Erfahrung erwächst eine anthropologische Perspektive, die Individuen und Epochen überschreitet. Die Autorin thematisiert Widerfahrnisse, die typisch menschlich sind: untergehen, weggeschwemmt werden, ausgesetzt sein, verurteilt werden, Unrecht erleiden, verbrannt werden. Die Bilder sind so archetypisch – und darin den Psalmen nahestehend –, dass jede und jeder eigene Erfahrungen hineinlegen kann und darf.

In der ersten Strophe fallen die passiven Formulierungen auf: An uns geschieht etwas, ohne dass wir darüber verfügen. Wir sind gleichermaßen äußerem Gefahren und inneren Nöten – bisweilen in wechselseitiger Verschränktheit – ausgeliefert: Wir können von Wasser oder von Ängsten überflutet werden, leiden unter Naturkatastrophen oder unter der Gewalt von Menschen, werden leiblich oder seelisch in unserer Existenz bedroht. In der letzten Strophe wird durch die biblischen Beispiele unterstrichen: Das Innerste ist betroffen: die Gefühle, das Gewissen, der Glaube und die Gerechtigkeit. Das bedeutet aber: Alles steht auf dem Spiel – immer wieder.

In der zweiten Strophe gibt die Autorin ihrer Überzeugung Ausdruck, dass Menschen solchen Gefahren, Infragestellungen und Erschütterungen nicht grundsätzlich ausweichen können, ja, dass sie sich davor nicht drücken dürfen. Anscheinend vertritt sie die Meinung, dass jede und jeder irgendwann in eine vergleichbare Bedrängnis hineingerät. Natürlich sträuben sich Menschen dagegen, entwickeln Phantasien von einer

² Vgl. E. Noelle-Neumann, *Gebet in der Löwengrube*, in: *1000 deutsche Gedichte und ihre Interpretationen*. Bd. 8. Hrsg. M. Reich-Ranicki. Frankfurt 1996, 192–194.

³ Ebd. 193. Zur Biographie vgl. H. Vogel / M. Gans, *Rose Ausländer – Hilde Domin. Gedichtinterpretationen*. Baltmannsweiler 1998.

Welt ohne Schmerzen, von einer Erde, die nur blühenden bunten Frühling kennt, und von einem Leben, das ganz glatt und ohne Verletzungen und Brüche verläuft. Solche Vorstellungen entsprechen indessen nicht der menschlichen Verfasstheit und der irdischen Realität. Der Leser gewinnt den Eindruck, dass die Dichterin diese Wünsche für schädlich und verführerisch hält, dass sie ihnen keine produktive Kraft zutraut, sie darin vielmehr Illusionen sieht, die davon abhalten, sich dem Leben wirklich zu stellen. Sie gebraucht für einen derartigen Wunsch zweimal die Formulierung „taugt nicht“; Tauglichkeit meint Eignung, verbindet sich mit praktischer Nützlichkeit. Sie will also sagen, dass diese Wünsche nicht hilfreich sind, um das Leben zu bewältigen und zu bestehen, weil sie an der Wirklichkeit vorbeiziehen. Darin liegt ein realistisches Anerkennen von schöpfungsbedingten Vorgaben. Die Autorin legt indirekt ein Bekenntnis zum Menschen in seiner Bedürftigkeit und Verletzlichkeit ab: So ist der Mensch, gefährdet, verwundbar, vergänglich, und diese konstitutionelle Gegebenheit ist anzunehmen.

Weil er so ist, wie er ist, bedarf der Mensch einer Hilfe, eines Schutzes, eines Beistands. „Bitte“ heißt daher der Titel des Gedichts. Es wird nicht explizit gesagt, an wen sich die Bitte richtet, doch die biblischen Anklänge legen nahe, dass sich die Zeilen an Gott wenden, dass es sich hier also um ein Gebet handelt. Die religiöse Dimension darf aber für die Autorin nicht zum Überspringen der Wirklichkeit führen. Auch wer Gott in seine Sicht der Wirklichkeit einbezieht, oder stärker noch: auch wer die Wirklichkeit aus der Perspektive Gottes wahrzunehmen sucht, darf die Schattenseiten nicht ausblenden. Das richtig verstandene Gebet macht daher keinen Bogen um Dunkel und Leid, es geht vielmehr durch sie hindurch. So weist es dem Menschen den Weg: nicht Vermeidung, sondern Durchschreiten, nicht infantile Phantasien von Unverletzlichkeit, sondern erwachsene, im Leiden bewährte Hoffnung auf Heilwerdung.

In der Bildsprache der Dichterin heißt dies in der dritten Strophe: Die Nacht wird nicht gelegnet, und es wird nicht vorgegaukelt, dass sie nur Schein sei oder dass es sie nicht mehr geben werde; stattdessen artikuliert sich die Hoffnung, dass sie durchgestanden werden kann und dass mit der Sonne ein neuer Tag aufgeht, der die Kunde vom Nachlassen der zerstörerischen Mächte bringt. Man könnte auch an den Psalmvers denken: „Wenn man am Abend auch weint, am Morgen herrscht wieder Jubel“ (30,6).

Ein zweites Bild: Es gilt zu akzeptieren, dass das Leben nicht nur in prächtiger, duftiger, bunter Blüte stehen kann, sondern dass es auch andere, ästhetisch weniger großartige und nicht so begeisternde, nichtsdestotrotz wertvolle Phasen gibt; sie gehören unabdingbar zum Reifungs- und Wandlungsprozess, an dessen Ende erst die schmackhaften Früchte gepflückt werden können, die der Blüte im Wert nicht nachstehen.

Das dritte Bild thematisiert die Vergänglichkeit: Auch die schönsten Rosenblätter verwelken einmal und fallen ab; daran ist nichts zu ändern. Doch wir dürfen die Bitte äußern, dass uns im Dahinschwinden noch ein Zeichen der Überwindung gegeben wird – die leuchtende Krone am Boden, die als „Zeichen des Sieges“⁴ über sich selbst hin-ausweist. Sie deutet darauf hin: Der Fall und der Verfall enden nicht im Bodenlosen,

⁴ Ebd. 193.

sondern werden aufgefangen, und noch im Vergehen ist eine Gestalt erkennbar, die einen lichtvollen Ausblick eröffnet.

Diese Bitten taugen, weil sie die Rahmenbedingungen aufnehmen und sich an den wenden, der über den Rahmen verfügt. So können sie Kräfte freisetzen, die zur Umwandlung der Situation beitragen und zur Bewältigung befähigen.

Die letzte Strophe nimmt noch einmal das Bild von der Flut aus der ersten Strophe auf, fügt sodann die Bilder von der Löwengrube und vom feurigen Ofen hinzu. In diesen Bildern ist von Menschen verursachte Not vergegenwärtigt: Sünde, Unrecht, Willkür. Wiederum wird nicht die Erwartung geäußert, dass sie völlig zu umgehen oder zu beseitigen sind. Es zeigt sich indessen ein tiefes Wissen um die „conditio humana“: Verwundungen gehören zum Menschen dazu, ja, paradoxerweise können sie sogar – mit Gottes Hilfe – zur Quelle werden, aus der Leben und Heil hervorgehen. Das Gedicht nähert sich damit einer elementaren Einsicht der jüdisch-christlichen Glaubenserfahrung. Eindrucksvoll stellt die Dichterin nebeneinander: „immer versehrter und immer heiler“, als handle es sich um eine innere Verbindung und notgedrungene Einheit. Es wird deutlich: Für sie ist die Leidensfähigkeit ein wesentliches Merkmal des Menschen, eine Eigenschaft, die er braucht, um Mensch zu werden und Mensch zu sein. Kein Weg zum eigenen Selbst führt daran vorbei. Nur wer die Krise durchgestanden hat, findet zu sich selbst und wird frei für sein wahres Selbst.

Wie zu Beginn begegnet am Ende wieder das Passiv: „zu uns selbst entlassen werden“. Wir dürfen es jetzt durchaus als theologisches Passiv bezeichnen, das in der Bibel verwendet wird, um Gottes Wirken diskret zu umschreiben: Gott selbst ist in diesen Vorgängen geheimnisvoll am Werk. Und was bei Noah und bei Daniel erst zu ahnen ist – so darf aus christlichem Blickwinkel ergänzt werden – bringt der Leidensweg Jesu dann konzentriert auf den Punkt: „Im Kreuz ist Heil, im Kreuz ist Leben, im Kreuz ist Hoffnung“.⁵ In den Erfahrungen von Not und Errettung wird die zentrale Erfahrung Jesu von Tod und Auferstehung vorausgebildet. Es gibt ein Leiden und einen Schmerz, die müssen nicht Entfremdung sein, sondern können der Selbstverdung dienen. In ihnen werden wir an den unveräußerlichen Kern unserer Existenz herangeführt. Im Tal der Tränen fließt der Strom des Lebens. „Es taugt die Bitte“, in ihn „eingetaucht“, in ihm „gewaschen“ und von ihm „durchnäßt“ zu werden – „bis auf die Herzhaut“.

Johannes Bunningberg, Braunschweig

⁵ Liturgische Antiphon am Karfreitag; vgl. *Gotteslob. Katholisches Gebet- und Gesangbuch* 205,1.